

Warum Baden »weiterlebt«

Regionale Identität als Thema der Landesgeschichte

Thomas Küster

Der Begriff der regionalen Identität begegnet uns heute nahezu täglich. Vor allem die staatliche Kulturpolitik, das regionale Marketing und die Heimatvereine operieren häufig mit diesem Begriff, um die Bindung der Bevölkerung an ihre Lebenswelt und damit die menschliche Dimension eines räumlichen Gebildes zum Ausdruck zu bringen. Mit einem auf die Region bezogenen Identitätsgewinn scheint die Erwartung verbunden zu sein, die Zustimmung zugunsten einer gemeinsamen Sache fördern und die Ausgangslage der jeweiligen Region im Standortwettbewerb verbessern zu können. Die Zielrichtung ist dabei fast immer dieselbe: Das Engagement der Bürger für und die Bindung an ihre Region sollen gestärkt, die Gestaltungsspielräume der regionalen Kräfte in Verwaltung, Wirtschaft und Kultur sollen erweitert werden, damit sie im Rahmen europäischer und nationaler Strukturpolitik handlungsfähig bleiben oder werden. Aber was bedeutet regionale Identität eigentlich, wie entsteht sie und wie setzt sie sich fort? Und warum interessiert sich die vergleichende Landesgeschichte für dieses Thema? Zunächst sollen einige Erklärungsmöglichkeiten vorgestellt und diese dann auf das Beispiel Baden angewendet werden. Schließlich gilt es, einen Blick auf den Zustand der bekanntlich besonders ausgeprägten badischen Identität zu werfen.

Was bedeutet regionale Identität? ■

Unternimmt man den Versuch einer tiefer gehenden Begriffsklärung, wird man registrieren, dass sich ganz unterschiedliche kulturwissenschaftliche Disziplinen mit regionaler Identität beschäftigt haben: die Soziologie, die Geographie, die Volkskunde, die Sprachwissenschaft, die Landesgeschichte (immer auch mit Bezügen zur Psychologie, denn es geht schließlich um individuelles oder gemeinsames Bewusstsein, um die eigene Orientierung bzw. Positionierung und oftmals auch um etwas Emotionales).¹ Dabei hat der aus der amerikanischen Soziologie übernom-

mene Begriff der regionalen Identität in Deutschland erst in den 1980er Jahren stärkere Beachtung gefunden: In der Geographie wurde »regionale Identität« z. B. lange Zeit mit »Raumbewusstsein«, also mit dem Wissen um die physikalischen und funktionalen Eigenschaften einer bestimmten Region gleichgesetzt. Mitte der achtziger Jahre entzündete sich an der Leitvokabel »Regionalbewusstsein« jedoch eine erste mit großer Leidenschaft geführte Debatte, die geradezu zu einer »hermeneutischen Wende« innerhalb des Faches Geographie geführt hat.² Der Duisburger Geograph Hans Heinrich Blotevogel und einige seiner Fachkollegen definierten den Raum nun nicht mehr nur anhand physikalischer Kategorien, sondern auch in seinem Verhältnis zu individuellen und kollektiven Vorstellungen von räumlicher Herkunft. Regionalbewusstsein wurde von ihnen mit anderen »Einstellungen« verglichen und auf seine Intensität hin untersucht. Sie unterschieden dabei drei Stufen der Identität: 1. die einfache Wahrnehmung (d. h. eine kognitive Dimension), 2. die Verbundenheit (also eine affektive Dimension) und 3. die Handlungsorientierung (eine konative Dimension, vom lat. »conatio« = Bestrebtsein).³

Vor allem aber machten die Geographen auf einen wichtigen Unterschied aufmerksam: Auf der einen Seite gibt es die zugeschriebenen Merkmale und tatsächlichen oder vermeintlichen Charakteristika – man könnte sagen: das Profil – einer Region; diese Merkmale können konstruiert oder einfach subjektiv als solche wahrgenommen werden. Auf der anderen Seite existiert bei vielen Menschen eine Art räumlich-soziale Selbsteinschätzung, und diese lässt sich nur unter großen methodischen Schwierigkeiten beschreiben oder abbilden. Schließlich stellten sie fest, dass es so etwas wie »räumliche Zeichen« gibt – nämlich Sprache, Folklore und andere regionale Attribute –, die als »Symbolträger für gemeinsame Werte« dienen, und zogen daraus den Schluss, dass regionale Identität auch habituell erlernt werden könne – d. h. in einer vertrauten Umgebung und unbewusst, einfach durch eine gewisse Zeit der Gewöhnung.

Die Soziologie hat naheliegenderweise nicht die individuelle Ausformung von Identität behandelt, sondern in erster Linie die Entstehung kollektiver Identitäten untersucht und diese als einen Prozess des Aushandelns interpretiert, dem vielfältige kommunikative Akte zugrunde liegen. So stellt sich z. B. die Frage, wie aus einer Vielzahl einzelner Identitäten eine gemeinsame Identität entstehen kann. Es leuchtet unmittelbar ein, dass spezielle Formen der Vermittlung erforderlich sind, bevor sich einzelne »alltagsweltliche Raumerfahrungen« in gleichgerichteter Weise bündeln lassen. Die Soziologen verwiesen aber auch auf die Wandlungsdynamik der modernen Industriegesellschaft, die wesentlich dazu beigetragen habe, alte kulturelle Deutungsmuster außer Kraft zu setzen und die individuelle Identitätssuche der Menschen weiter zu fördern. Die Enttraditionalisierung der vorhandenen Le-

benswelten habe sich – so diese Sichtweise – vor allem seit den 1960er und 1970er Jahren enorm beschleunigt, was zu der Frage führe, ob räumliche Identitäten in Zeiten weltweiter Vernetzung an Bedeutung verlieren oder ob womöglich neue, zeittypische Formen regionaler Identität entstehen.

Auch die Versuche der Politikwissenschaft, regionale Identität zu beschreiben oder gar zu definieren, gehen in die Richtung, Identitätsstiftung und Identitätsbildung als kulturell vermittelten gesellschaftlichen Prozess zu begreifen. Der Essener Politologe Karl Rohe unterscheidet z. B. in seinem Erklärungsmodell die räumlich begrenzten Lebenswelten mit ihrer gewachsenen, regionalen Alltagskultur von einer gesteuerten und interessegeleiteten Deutungskultur.⁴ Als kulturelle Konstanten der Alltags- oder »Umgebungskultur« bezeichnet er:

- historische Gemeinsamkeiten (das sind ehemalige Grenzen, Konfessionen und die politische Geschichte),
- administrative und kulturelle Übereinstimmungen (das sind heutige Grenzen, Institutionen, Sprache) sowie
- wirtschaftlich-produktive Zusammenhänge (also Gewerbetraditionen, Arbeitsverhältnisse, regionale Konsumgewohnheiten).

Die Deutungskultur hingegen wird durch Symbole und Themensetzungen geprägt, in denen es um die eigene Regionalität geht. Regionale Meinungsbildner wie etwa die Geschichts- und Heimatvereine liefern Erklärungsmuster für den Raum, und unterschiedliche Medien verbreiten sie. Beide Faktoren – sowohl eine konstant wirksame Alltagskultur als auch eine pädagogisierende Deutungskultur – müssen nach Rohes Auffassung vorhanden sein, damit regionale Identitäten und politische Regionalismen überhaupt entstehen können.⁵

Man hätte durchaus erwarten können, dass sich auch die Geschichtswissenschaft sehr viel stärker, als es tatsächlich der Fall gewesen ist, der Frage der regionalen Identität zuwendet. De facto haben sich nur die Nationalismusforschung und die Landesgeschichte mit diesem Thema befasst. Dabei ist unstrittig: Geschichte kann selbst ein orientierendes, sinnstiftendes Element von Identität sein. Öffentlich praktizierte Erinnerung an Vergangenes (durch Bauten, Museen, Feste und Rituale) besitzt immer auch eine Gegenwartsorientierung – denn die Erinnerung an eine gemeinsame Vergangenheit wirkt jeweils als aktuelle »Identitätsklammer«. ⁶ Das wird deutlich, wenn wir einige historisch einzuordnende Exponate der Baden-Ausstellung von 2012 betrachten: die Draisine, die Kuckucksuhr, den Bollenhut und das Badnerlied, das einmal ein Soldatenlied war. Es fällt nicht schwer zu erkennen, dass diese Objekte im Laufe der Zeit mit zusätzlicher Bedeutung aufgeladen worden sind. Heute stehen sie für Erfindungsreichtum, soziale Stabilität im ländlichen

Raum und positive Gemeinschaftsgefühle der Badener. Solche Erkennungsmerkmale erzeugen ein Bewusstsein kultureller Eigenleistung und machen die jeweilige Region unterscheidbar, ja zum Teil sogar unverwechselbar.

Unter den Historikerinnen und Historikern besteht inzwischen weitgehend Einigkeit darüber, dass vor allem das Entstehen der Nationalstaaten für die Entwicklung regionaler Identitäten verantwortlich war (und ist). Erst seit 1789 existiert das politische und soziale Modell der Nation, und erst seitdem konnte das Komplementärmodell der Region überhaupt gedacht werden, denn »Region« setzte und setzt sich immer von der Nation ab. Insbesondere der durch Mediatisierung und Säkularisation ausgelöste Untergang politischer Räume konnte nach 1803/15 durch die Aufwertung der Region mental leichter bewältigt werden; die nachständische und nachnapoleonische Gesellschaft benötigte gewissermaßen neue Gemeinschafts- und Zugehörigkeitsgefühle. Darin liegt auch eine der Ursachen dafür, dass es kein Regionalismuskonzept in der Mediävistik oder in der Frühneuzeitforschung gibt. Erst das Mitwirken der bürgerlichen Eliten an der Idee der Nation im Verlauf des 19. Jahrhunderts war in der Lage, regionales Bewusstsein hervorzurufen. Kleinstaat und Provinz gerieten zum »zweiten Vaterland« für jene kleinbürgerlichen Milieus, die sich auf der nationalen Ebene nicht ausreichend bemerkbar machen konnten. Der Begriff des »Vaterlandes« bezog sich dabei sowohl auf die Einzelstaaten als auch auf die deutsche Nation, wie die amerikanische Historikerin Celia Applegate am Beispiel der Pfalz gezeigt hat (darum kann es in München auch ein Bayerisches Nationalmuseum geben).⁷ Lokale und regionale Traditionen ließen sich mit übergreifender Nationalität in Einklang bringen, und das umso mehr, als Zentralgewalt und Bundesstaaten nach 1871 ja – so war es jedenfalls gedacht – in ein organisches (föderatives) Miteinander eintreten sollten.⁸ Die Landesgeschichte – zeitgenössisch sprach man von der Geschichte des »Volksstammes« – wurde seitdem als selbstverständlicher Teil der Geschichte des »Gesamtvaterlandes« empfunden. Vor dem Hintergrund dieses »nation-building«, dieser Entwicklung einer nationalen Identität ist von der angloamerikanischen Forschung gezeigt worden, wie die »Erfindung« von Traditionen und deren Weitervermittlung in die Öffentlichkeit als Elemente kollektiver Identitätsstiftung fungierten.⁹ Als Beispiel diente dabei immer wieder auch das Deutsche Kaiserreich. Denn hier ließ sich besonders gut vorführen, wie die kulturellen Eliten in den Provinzen und Bundesstaaten alte Symbole und Bräuche belebten und wie sie diese einsetzten, um die durch Industrialisierung, Klassen- und Kulturkampf in Bewegung geratene Gesellschaft zusammenzuhalten.

Die allgemeine Geschichtswissenschaft behandelt Fragen der kollektiven Identität heute bevorzugt und hauptsächlich unter dem Rubrum der Erinnerungskultur. Erinnerung ist kein Thema, das erst in der Neuzeit aufgekommen wäre. Schon die

mittelalterliche Memoria, die ritualisiert und im Verbund begangen wurde und die die Erinnerung an Verstorbene konservierte, hatte die Funktion, Gemeinschaft zu stiften; auf diese Weise vergrößerten die am Totengedenken Beteiligten ihre soziale Basis und wurden gruppenspezifische Sinnwelten verinnerlicht. In der Massenkultur der Moderne ist diese Form der gemeinschaftlichen Sinngebung wesentlich schwerer herzustellen; gleichwohl sind Erinnerungspraktiken dafür nach wie vor ein probates Mittel. Die Historie widmet sich damit Elementen von regionaler Identität, die zwar in der Regel aus konkreten Deutungsabsichten hervorgegangen, über die Generationen hinweg aber mehr und mehr zu einem Bestandteil des kulturellen Wissens geworden sind; diese Elemente nennt man mit und seit Pierre Nora »Erinnerungsorte« (man könnte sie aber auch einfach als »Erinnerungsthemen« bezeichnen).¹⁰ Gemeint sind jene historischen Kristallisations- oder Anknüpfungspunkte, aus denen sich das kollektive Gedächtnis zusammensetzt: Wenn wir z. B. an die Gründung des Deutschen Kaiserreichs 1871 denken, ist einer der dazugehörigen Erinnerungsorte das berühmte Bild von Anton von Werner, welches jene Szene zeigt, in der der badische Großherzog Friedrich I. Wilhelm von Preußen zum Kaiser ausruft. Dieses vielfach reproduzierte Gemälde war als Erinnerungsträger äußerst erfolgreich. Es suggeriert noch heute, dass die Reichsgründung nicht nur aus einem gewonnenen Krieg resultierte, sondern auch auf einem feierlich geschlossenen Bund der deutschen Fürsten beruhte. Vor allem die realistische Art der Darstellung gibt dieser Lesart etwas scheinbar Authentisches und Dokumentarisches. Solche Erzählungen benötigten die Veranschaulichung des Ortes, die bildliche Verdichtung durch Gemälde und Denkmäler, um erinnerungsprägend wirken zu können. Nationale Erinnerung und nationale Identität standen und stehen zwar häufig im Mittelpunkt des Interesses¹¹ – es lässt sich aber nicht übersehen, dass auch eine regionale, meist sogar lokale Komponente immer Bestandteil dieser Erinnerung war und ist: Die Erstürmung der Bastille ist natürlich nicht nur ein europäisches oder gesamtfranzösisches, sondern auch ein Pariser Geschichtsereignis. Das Hambacher Fest ist ein fester Erinnerungsort gerade auch der pfälzischen Geschichte.¹² Auch die Karlsruher Variante des Anton-von-Werner-Bildes, das auf dem Sockel des Kaiser-Wilhelm-Denkmal angebrachte Bronzerelief, rückt mit der Betonung der Rolle des Großherzogs ein badisches Element in den Mittelpunkt.

Insbesondere die politischen und kulturellen Eliten, die sich in den bürgerlichen Vereinen organisierten, nutzten im 19. Jahrhundert diese Deutungsmöglichkeiten. Sie vor allem hatten Zugang zu entsprechenden Medien und Kommunikationsformen (Museen, Publikationen, öffentliche Präsenz durch Feiern und andere Veranstaltungen). Damit prägten sie kollektive Erinnerungen und trugen zur Popularisierung tatsächlicher oder vermeintlicher Traditionen bei. Neue oder expan-



Nordrelief auf dem Sockel des Karlsruher Kaiser-Wilhelm-Denkmal von 1897 mit einer Darstellung der Kaiserproklamation (Foto: Thomas Küster)

dierende staatliche Gebilde haben deshalb im 19. Jahrhundert umgehend damit begonnen, neben der politischen auch eine kulturelle Legitimation zu schaffen.

Die Konzentration der Nationalismusforschung auf solche Kollektivströmungen hat die Tatsache in den Hintergrund gedrängt, dass für deren Entstehen letztlich immer individuelle Identitäten die Grundlage bilden. Nicht von ungefähr waren es insbesondere die Regionalwissenschaften, die für eine Abkehr von der Vorstellung einer grundsätzlich und ausschließlich »konstruierten« und politisch aufgeladenen Regionalität gesorgt haben. So hat sich etwa der Gießener Historiker Jürgen Reulecke mit seinem – in erster Linie für das 20. Jahrhundert geltenden – Erklärungsmodell stärker um die Einbeziehung von subjektiv erfahrenen Lebenswelten in seine Identitätsdefinition bemüht. Zu diesem Zweck hat er die aus den USA stammende Theorie der Mental maps auf Fragestellungen der modernen Regionalgeschichte übertragen. Mit dem Konzept dieser »Karten im Kopf«, das eine soziale und eine biographische Erklärung für das Entstehen und für die Veränderung von Raumkategorien liefert, soll gezeigt werden, wie das einzelne Individuum Informationen über die räumliche Umwelt sammelt und verarbeitet.¹³ Die Vermittlung und Rezeption solcher Raum- und Geschichtsbilder erweist sich dabei als Vorgang, der in hohem Maße von generationellen Faktoren abhängig ist; selbst innerhalb kleiner

sozialer Einheiten können sich die Mental maps zwischen den Altersgruppen – aber auch zwischen anderen Teilgruppen – stark voneinander unterscheiden. Das »kognitive Kartieren« ist demnach verantwortlich dafür, dass emotionale und mentale Ordnungsraster entstehen, die dem Raum »innere Logik« geben und den Menschen Identifikationsmöglichkeiten bieten. Vor allem die Wahrnehmung von regionalen Unterschieden, d. h. von »Alterität«, fördert diese innere Logik.

Folgt man dem Konzept von Jürgen Reulecke, so wird nachvollziehbar, warum gerade solche politischen Zäsuren, die das empfindliche Gefüge der Mental maps tangieren, geeignet sind, regelrechte »Identifikationsschübe« auszulösen. Besonders einschneidend und aktivierend haben hier z. B. die Länderneugliederungsdebatten in den 1920er und 1950er Jahren oder die Kommunale Gebietsreform der 1970er Jahre gewirkt. Aber auch die aus vielen Städten bekannten Kontroversen um Straßenumbenennungen sind zumeist auf diesen Konflikt zwischen der Gewöhnung an stabile räumliche Muster auf der einen Seite und dem Bemühen um geschichtspädagogische oder geschichtspolitische Deutung auf der anderen Seite zurückzuführen.¹⁴

Fassen wir die angesprochenen Merkmale regionaler Identität noch einmal kurz zusammen:

- Regionale Identität beschreibt nicht die Region oder die Landschaft, sondern die Befindlichkeit und die Einstellungen der Bewohner,
- sie bezieht sich zunächst auf das Individuum, häufig aber auch auf größere soziale Gruppen,
- sie wird gefördert durch öffentliche Deutungsangebote (wie eine ausgeprägte Erinnerungskultur) und kann durch diese in ihrer Richtung beeinflusst werden,
- sie wird verstärkt durch die Wahrnehmung von regionalen Unterschieden,
- sie benötigt einen dauerhaften organisatorischen Rahmen (d. h. die Unterstützung durch eine staatliche, regionale oder kommunale Verwaltungseinheit bzw. durch Vereine), mit deren Hilfe ein inhaltlicher Austausch über Gemeinsamkeiten stattfinden kann,
- sie kann unterschiedlich stark ausgeprägt sein oder sogar gegen Null tendieren,
- in diesem Fall dominieren dann alltägliche Erfahrungen und »Karten im Kopf« die Wahrnehmung des regionalen Umfeldes.

Formen und Phasen regionaler Identität in Baden ■

Wir haben gesehen, wie wichtig das Zusammenspiel von Provinz und Nation für das Entstehen von regionaler Identität gewesen ist: Die Region wurde als Basis für

das große Gesamt Vaterland gesehen. Im Folgenden soll nun die These vertreten werden, dass diese Perspektive im 19. Jahrhundert in Baden deutlich schwächer ausgeprägt war als in anderen Ländern und ein ausgesprochenes Badenbewusstsein deshalb erst mit erheblicher Verzögerung entstanden ist.

Worin lag die Ursache für diese Zurückhaltung gegenüber der Nation? Zunächst muss man wohl auf die üblichen Trägerinstanzen verweisen: die staatliche Kulturförderung sowie einzelne Kultur- und Regionalvereine. Anfangs waren diese in Baden in erster Linie auf die innere Stabilisierung des erweiterten Großherzogtums und die Popularisierung des Fürstenhauses in den neu erworbenen Gebieten ausgerichtet. Politisch eindeutige Aussagen des Bürgertums zugunsten von Nation und Region waren in dieser Phase – vor dem Hintergrund einer unklaren Positionierung Badens zwischen den Führungsmächten Österreich und Preußen, angesichts der mit Fremdunderstützung niedergekämpften Revolution und eines inneren Kulturkampfes, der an Heftigkeit nichts zu wünschen übrig ließ – nicht zu erwarten. Im überwiegend katholischen Westfalen und im Rheinland (seit 1815 preußisch) konnte man für diesen Kulturkampf den preußischen Staat haftbar machen, im Südwesten dagegen war das eine innerbadische Angelegenheit. All diese Vorgänge wirkten in Baden gewissermaßen wie eine Blockade für die Entwicklung regionalen und nationalen Bewusstseins.

Als ein beliebter Indikator für die Verankerung nationaler Identität in der Bevölkerung dient häufig der Hinweis auf die Errichtung (und Finanzierung) von entsprechenden Denkmälern durch das städtische Bürgertum. In Baden finden wir solche Denkmalinitiativen erst kurz vor der Jahrhundertwende: das Karlsruher Kaiser-Wilhelm-Denkmal veranlasst durch den Stadtrat 1897, das Mannheimer Bismarck-Denkmal 1900, den von Studenten in Freiburg errichteten Bismarckturm ebenfalls 1900.¹⁵ Bemerkenswert ist, dass nahezu gleichzeitig auch eindeutig regionale Denkmäler errichtet wurden: 1890 stellte der Mannheimer Geschichtsverein ein »kurpfälzisches« – fast schon antibadisches – Denkmal zur Schlacht bei Seckenheim in Mannheim-Friedrichsfeld auf (das an den Sieg Friedrichs von der Pfalz über die verbündeten Württemberger und Badener im Jahr 1462 erinnerte).¹⁶ Das Karl-Friedrich-Denkmal von 1907 vor dem Mannheimer Schloss könnte man zwar als Symbol für die Zugehörigkeit zu Baden deuten, muss dann aber auch hinzufügen, dass hier ursprünglich ein »kurpfälzisches« Karl-Theodor-Denkmal stehen sollte, dem die Regierung in Karlsruhe die Zustimmung versagte.¹⁷ Die Nation und das badische Vaterland stellten offenbar für die kurpfälzischen wie auch für die proösterreichischen Badener Bezugsgrößen dar, denen man nach wie vor mit Zurückhaltung begegnete.¹⁸ Erst die als notwendig empfundene politische und militärische Absicherung gegenüber Frankreich, die Garantie der bundesstaat-

lichen Ordnung durch die Reichsverfassung, dann auch die engen Beziehungen des Fürstenhauses zur kaiserlichen Familie in Berlin ermöglichten den Badenern schließlich die mentale Integration in das kleindeutsche Kaiserreich.

Wenn aber die Voraussetzungen für das Aufkommen einer gesamtbadischen Identität verhältnismäßig ungünstig waren, wie ist dann deren spätere Beschleunigung und Heftigkeit zu erklären? Insgesamt lassen sich fünf Phasen unterscheiden, in deren Verlauf es zwischen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und den 1970er Jahren zu einer allmählichen Intensivierung des Badenbewusstseins kam:

1. Eine nachnapoleonische Orientierungsphase bis 1852

Das neu gebildete Großherzogtum Baden nahm – ohne die Reichsritterschaften – insgesamt 43 verschiedene Territorien und Gebietsteile in sich auf, die das Ende des Alten Reiches und die Neuordnung Europas durch den Wiener Kongress nicht überlebt hatten. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts mussten deshalb zunächst die veränderte Staatlichkeit und der funktionale Zusammenhalt des Landes betont werden. In dieser Zeit fand gewissermaßen eine Veranschaulichung und Gewöhnung an die neuen räumlichen Dimensionen Badens statt. Gebietsintegration und innere Landesgründung erfolgten durch den Aufbau einer einheitlichen staatlichen Verwaltung, eine auf Gesamtrepräsentation und regionale Gleichbehandlung ausgerichtete Kultur- und Innenpolitik sowie durch die Reorganisation der Universitäten.¹⁹ Das alles benötigte Zeit und verlief keineswegs reibungslos. Anfangs gab es Widerstände gegen Reitzensteins Verwaltungsreformen und bestanden partikuläre Interessen fort, z. B. in der Verfassungsbewegung 1815/16 und seitens der mediatisierten Standesherrn, die sich mit dem neuen Staat um ihre Rechte stritten.²⁰ Integrativ wirkte hingegen vor allem – das ist ja bekannt – die liberale Verfassung von 1818, nach Rotteck die »Geburtsurkunde des badischen Volkes«,²¹ die eine begrenzte Teilhabe der Bürger am politischen Geschehen vorsah, den Monarchen zu einem »Organ des Staates« machte und die Integration der Reformverlierer befördern sollte.²²

Selbst die territoriale Absicherung konnte durch die Verfassung vorangetrieben werden. Zwar hatten die badischen Spitzenbeamten 1814/15 noch deutliche Vorbehalte gegenüber einer Bundes-Lösung, weshalb Baden erst verspätet – 1816 – dem Deutschen Bund beitrug. Auch nahm im Zuge der »territorialen Umwälzung« und der Erlangung von Entschädigungsgebieten zwischen 1805 und 1810 die praktisch seit dem Spätmittelalter vorhandene Rivalität mit Württemberg spürbar zu.²³ Aber die Wiener Kongressakte vom Juni 1815 und die badische Verfassung von 1818 sicherten die Unteilbarkeit des Großherzogtums (vornehmlich gegen bayerische

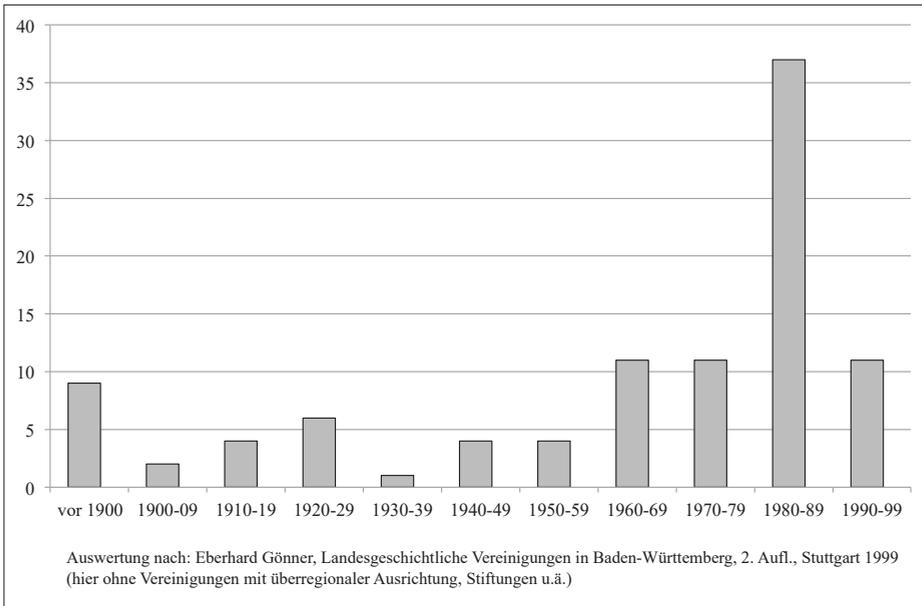
Ansprüche auf die Kurpfalz) endgültig ab und schufen so die Voraussetzungen für ein neues gesamtbadisches Staatsgebilde.²⁴

In dieser Situation des Neubeginns gab es, was die ideologische Begleitmusik angeht, kaum eine Möglichkeit zur Verklärung des alten (vormodernen) Badens;²⁵ eindeutig dominierte in den Anfangsjahren der Eindruck einer durch napoleonische Intervention »konstruierten« Region. Anders auch als zunächst erhofft, verschaffte die Gemeindeverfassung von 1831 dem traditionalistisch gesinnten kleinstädtischen Bürgertum Auftrieb, das mit der badischen Monarchie nicht viel anfangen konnte und zunehmend gegen die neue Obrigkeit opponierte – mit dem bekannten Höhepunkt 1848/49.²⁶ Gesamtbadisch dachte und handelte nicht einmal die Karlsruher Beamtenschaft: Es ist wohl kein Zufall, dass die führende badische Geschichtszeitschrift, die 1850 vom Generallandesarchiv begründete »Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins« den Begriff »Baden« nicht im Titel führte – eine Zeitschrift, die vornehmlich Urkunden edierte und diese sozial- und wirtschaftsgeschichtlich einordnete, sich in ihren Anfangsjahrzehnten jedoch nicht einmal ansatzweise um gesamtbadische Themen bemühte. Auch der Oberrheinbegriff war hier keineswegs im Sinne einer heutigen Europaregion zu verstehen, sondern einfach am ehesten geeignet, die vielfältigen Bestände des auf mehrere Standorte verteilten Archivs in einer Bezeichnung zusammenzufassen.²⁷

2. Eine dynastisch-folkloristische Integrationsphase bis 1907

Sie ist natürlich gekennzeichnet durch die Regierungsjahre Friedrichs I. von 1852 bis 1907. Im Vordergrund standen hier die Rücksichtnahme auf die Zusammensetzung Badens aus unterschiedlichen Teilgebieten und ein allmählicher Ausgleich mit Preußen. Begleitet waren diese Bemühungen von einer Öffnung des Fürstenhauses hin zu den städtischen Führungsschichten, aber auch im Rahmen von repräsentativen Großveranstaltungen, an denen bis zu 100 000 Zuschauer teilnahmen und bei denen es zu einer ritualisierten »Begegnung [des Monarchen] mit der Bevölkerung« kam. Die zunehmende Präsenz der fürstlichen Familie, die herrscherlichen Gesten und die Inszenierung gemeinschaftsstiftender Feierlichkeiten boten neue (auch symbolische) Identifikationsmöglichkeiten.

Ein anschauliches Beispiel dafür ist der folkloristisch-museale Karlsruher Hochzeitszug des Jahres 1881 (zur Feier zweier Hochzeiten in der Fürstenfamilie): Er diente dazu, die Monarchie besser in die politische Öffentlichkeit hinein zu vermitteln und, wenn auch etwas gekünstelt – die Obrigkeit drängte auf die Verwendung von Trachten –, einen einheitlichen »Kulturraum Baden« vorzuführen.²⁸ Die außergewöhnliche Resonanz dieser Hochzeitsfeier mag ihre Ursache eher in einer



Gründungsjahre landes- und ortsgeschichtlicher Vereinigungen in Baden bis 1999

Art Fürstenloyalität als in Ansätzen von regionaler Identität gehabt haben: Immerhin bildeten der Regent und seine Familie auf diese Weise aber eine erste gesamtbadische Klammer, und es war möglicherweise kein Zufall, dass sich zwei Jahre nach dem Tod Friedrichs I. die »Badische Heimat« aus zwei ländlich-volkskundlich orientierten Vorgängervereinen zusammenschloss und neu aufstellte, um das nach der populären Regentschaft Friedrichs entstandene Identitätsvakuum neu zu befüllen.²⁹

Während aber in anderen Ländern die Kunst-, naturwissenschaftlichen und historischen Vereine als Träger einer regionalen Deutungskultur im 19. Jahrhundert wie die Pilze aus dem Boden schossen, entstanden die regionalen und lokalen Geschichtsvereine in Baden mit großer Verzögerung. Es gab keinen historischen Verein für das ganze Land, der längere Zeit existiert hätte, keine bürgerlichen Initiativen, die unter der Annahme eines kulturellen Zusammenhangs versucht hätten, ein gesamtbadisches Geschichtsbewusstsein zu entwickeln.

Selbst Friedrich von Weechs »Badische Geschichte« von 1890 ist in erster Linie eine dynastische Geschichte, keine Darstellung, die sich um eine gesamtstaatliche Betrachtungsweise bemühen würde; im Vorwort räumt Weech denn auch ein: »Die Badische Geschichte, welche ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe, ist ... keine

Geschichte aller der Gebietsteile, welche seit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts das Großherzogtum Baden bilden ... vielmehr [sind] in meiner Darstellung nur jene [Ereignisse] berücksichtigt, welche die beiden Markgrafschaften und das badische Fürstenhaus betreffen«. ³⁰ Wohlgemerkt: 1890! – als das Großherzogtum bereits seit über achtzig Jahren existierte.

3. Eine auf Landschaftsbeschreibung und Heimatdiskurs beschränkte Phase in den 1920er Jahren

Die Weimarer Jahre brachten zunächst für Baden einen deutlichen Ansehensgewinn auf nationaler Ebene: Max von Baden, der vergeblich versucht hatte, die Monarchie zu retten, wurde vielleicht noch als tragische Figur wahrgenommen, aber es kamen dann ungewöhnlich viele führende Politiker des demokratischen Reiches aus Baden: Ebert, Wirth, Fehrenbach, Hermann Müller. Und selbst im monarchistischen Lager fand Baden noch Anerkennung, setzte doch in den 1920er Jahren seitens der nationalliberalen Geschichtsschreibung eine regelrechte Stilisierung des Großherzogs Friedrich I. zum »zweiten Reichsgründer« neben Bismarck ein. ³¹ Diese Aufwertungen dürften auch das Selbstbewusstsein und die Selbstwahrnehmung der Badener positiv beeinflusst haben.

Eine weitere Stufe auf dem Weg zur Ausprägung regionaler Identität in Baden stellten die Reaktionen auf die Reichsreformpläne der frühen und der späten 1920er Jahre dar. In diesem Zusammenhang gab es auf beiden Seiten nicht wenige Stimmen, die sich für einen Zusammenschluss von Baden und Württemberg aussprachen. Die zentralen Argumente zugunsten einer Fusion wurden vor allem von Vertretern der badischen SPD vorgebracht. Aber auch in der Kurpfalz und in Pforzheim gab es spürbare Unterstützung für eine »Einschmelzung Badens«, wie das Karl Stiefel genannt hat. ³² Die Begründungen für eine Fusion lauteten:

- Eine Vereinigung bedeute die Abwehr weiterer französischer Besetzungspläne und eine Stabilisierung der Region,
- Baden, als womöglich kleinster deutscher Gliedstaat und unter wirtschaftlicher Stagnation leidend, brauche einen starken Partner,
- ein spürbares südwestdeutsches Gegengewicht gegen Preußen würde Baden größeren politischen Einfluss im Reich sichern,
- durch einen Zusammenschluss ergebe sich eine Erweiterung der Verkehrsbeziehungen, nicht nur in Nord-Süd-, sondern auch in Ost-West-Richtung. ³³

Auf württembergischer Seite gab es zwar auch Befürworter dieser Sichtweise, doch war hier die Zurückhaltung deutlich größer, denn man fürchtete die Kosten einer

solchen Fusion bzw. im liberalen Lager die Dominanz des Zentrums oder zumindest einen deutlichen Linksruck.³⁴ Aber auch in Baden gab es nicht nur Anhänger dieses Projektes, auch hier überwogen die Gegner, die vor allem im südbadischen Katholizismus zu finden waren und letztlich für ein Scheitern dieser Pläne sorgten.

Unabhängig davon entstand bei den führenden Repräsentanten der neuen Republik und unter den Vertretern der regierenden Parteien erst nach 1918 ein wahrnehmbares badisches Staatsbewusstsein – und zwar im Sinne nüchterner Interessenwahrung zugunsten der badischen Bevölkerung und nicht etwa aus einem tiefen emotionalen Landesbewusstsein heraus. So jedenfalls lassen sich die genannten strukturpolitischen Argumente für einen Zusammenschluss mit Württemberg und die Kabinettsprotokolle interpretieren, die zurzeit von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg ediert werden.³⁵

Entscheidend für die Stärkung der regionalen Identität nach dem Ersten Weltkrieg waren indes andere Faktoren: zum einen die Rheinlandbesetzung sowie die Verkehrs- und Handelsblockaden durch Frankreich nach 1923; sie stärkten das Zusammengehörigkeitsgefühl im Land Baden, das sich selbst vor allem in den Kernregionen zunehmend als »Grenzland« wahrnahm, sich als unschuldiges Opfer fühlte und deshalb vom Reich – vergeblich – Unterstützung einforderte.³⁶ Dass diese (anders als im gleichfalls besetzten Ruhrgebiet) ausblieb, verstärkte die Distanz gegenüber Berlin und förderte das Bewusstsein einer kollektiv erlittenen Benachteiligung.

Zum anderen sind die Aktivitäten der Heimatbewegung zu nennen. Der Landesverein »Badische Heimat«, der damals durch seine Jahresbände auf sich aufmerksam machte und Verbreitung fand, definierte Baden gewissermaßen als Land, das vor allem aus Teilregionen bestand. Seine Publikationen setzten zwar 1918/19 mit einem integrativen Beitrag von Eugen Ehrmann über »Badisches Land und badischen Staat« ein,³⁷ danach rückten die Hefte der »Badischen Heimat« aber ganz die unterschiedlichen Landschaften in den Mittelpunkt ihrer Beiträge (jeder Band war einer anderen Region gewidmet). Das war das Konzept einer möglichst vollständigen Subsumierung des Landes unter eine gesamtbadische Perspektive, ohne allzu sehr auf die dürftige historische Legitimation des Landes eingehen zu müssen.

So fehlte dem Badenbewusstsein lange Zeit eine historisch-politische Grundlage. Diese bildete sich erst ganz allmählich heraus – vorbereitet durch die zahllosen wissenschaftlichen Beiträge, die in den 1920er Jahren entstanden und sich nun auf die Geschichte Badens im 19. Jahrhundert konzentrierten. Auch eine Bibliographie zur badischen Geschichte wurde 1931 erstmals vorgelegt. Diese Publikationen haben aber – wie das bei wissenschaftlichen Veröffentlichungen nicht unüblich ist – ihre Wirkung erst spät, bedingt durch den Krieg erst nach 1945 richtig entfalten können.

So hat es im Vergleich mit anderen Ländern und Regionen ungewöhnlich lange gedauert, bis Baden im 20. Jahrhundert auch als zusammengehörige Geschichtsregion wahrgenommen wurde.

4. Eine Politisierungs- und Reaktionsphase zwischen 1947 und 1970

Was wir heute als badische Identität beschreiben, entstand in dieser Zeit. Denn nachhaltig politisiert wurde die badische Heimatbewegung erst nach 1947. Auslöser dieses Prozesses war – wer wüsste es nicht – der Verlust der Eigenstaatlichkeit im Jahr 1952, das Ende Badens als politischer Einheit, d. h. eines Landes, das sich unmittelbar zuvor noch einmal neu konstituiert hatte. Ein intakter, politisch selbständiger Staat mittlerer Größe wurde damit zur Disposition gestellt. Verbunden waren damit z. B. die Suspendierung einer demokratischen Verfassung, der Verlust von Selbstbestimmungsrechten, aber auch von Ämtern und Positionen in der Verwaltung (Paul Fleig, Paul Zürcher und Anton Dichtel waren leitende Beamte).³⁸

Der Länderkonflikt im Südwesten besitzt in der Geschichte der Bundesrepublik nach wie vor mehrere Alleinstellungsmerkmale. Nicht nur, dass der Südweststaat die späteste und am schwierigsten zu vermittelnde Fusion unter den westdeutschen Bundesländern darstellte: Hinzu kam, dass es sich hier anders als in Schleswig-Holstein, Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz nicht um eine Fusion von Alt- oder Restprovinzen handelte, sondern um eine solche von funktionsfähigen, voll ausgebildeten Staaten, die zuvor noch nie unter gemeinsamer Verwaltung gestanden hatten. Trotzdem waren jene Stimmen, die den Zusammenschluss im Südwesten ablehnten, sehr unterschiedlich verteilt.

Eine gesamtbadische politische Identität hatte sich – wie gesagt – bis in die Weimarer Jahre hinein nicht recht entwickeln können. Was allerdings nachwirkte, waren Sonderidentitäten, die aus politisch-konfessionellen Traditionen, aus dem drohenden Verlust der Zentralfunktionen im Raum Karlsruhe, aber auch aus einer erneuerten Kurpfalzidentität resultierten.³⁹ Pointiert hat Hans-Georg Wehling davon gesprochen, dass sich in der Südweststaats-Auseinandersetzung innerbadisch vor allem kurpfälzisches und vorderösterreichisches Erbe gegenübergestanden hätten.⁴⁰ Und in der Tat: Der südbadische Traditionalismus ist bemerkenswert, wenn man bedenkt, dass nach 1803 praktisch keine vorderösterreichischen Erinnerungsstätten entstanden waren und sich auch keine Vorderösterreich-Historiographie hatte etablieren können.⁴¹

Was hat also Anfang der fünfziger Jahre diese Energien des Eigensinns freigesetzt? Den nachhaltigsten und wirksamsten Einfluss dürften letztlich wohl konfessionelle Standpunkte und Vorbehalte ausgeübt haben. Diese hatten sich bereits

nach der »preußisch« initiierten Reichsgründung 1871 und in der Reichsreformdebatte der 1920er Jahre bemerkbar gemacht. Bei der Volksabstimmung am 9. Dezember 1951 stimmten dann im Markgräfler Land und in Baden-Durlach, mehrheitlich evangelischen Gebieten, deutlich mehr Bewohner für den Südweststaat als in katholisch-vorderösterreichischen oder Alt-Baden-Badener Kreisen (pro: Kehl, Müllheim und Lörrach jeweils um 45%, Pforzheim sogar über 90%, hingegen in den überwiegend katholischen Städten Bruchsal, Waldshut, Rastatt nur um oder deutlich unter 30%, in Bühl sogar nur 10%).⁴² Deutlich sichtbar wurde ein konfessionell bedingter Abstand auch in den Umfragen der 1950er Jahre, etwa in der Allensbach-Umfrage von 1959. Nicht zu verkennen und vor diesem Hintergrund zu erklären ist außerdem die nachdrückliche Unterstützung einer Restitution Badens durch den Klerus und seitens der Christlich-Sozialen Volkspartei.

Insgesamt haben die konfessionell bedingten Vorbehalte in den katholischen Gebieten Badens gegenüber einem protestantisch geprägten, württembergisch majorisierten Bundesland innerhalb der Südweststaats-Konfrontation eine nicht unerhebliche Rolle gespielt (darauf haben Klaus-Jürgen Matz und andere verschiedentlich hingewiesen). Man hatte es hier nicht nur mit einem Länderkonflikt und dann einer regionalistischen Opposition zu tun, die auf eine ausgeprägte Badenidentität zurückzuführen war, sondern auch mit einer Auseinandersetzung um die konfessionelle Vorrangstellung. Eine Integration in das neue Land Baden-Württemberg war vielen katholischen Altbadenern nur schwer zu vermitteln, weil damit der Übergang in eine konfessionelle Minderheitsposition verbunden war; ein Zusammenschluss von Südbaden und Südwürttemberg – wie er 1946 unter dem Begriff »Südstaat« ins Spiel gebracht worden war – wäre viel eher vermittelbar gewesen.⁴³ Die Tatsache, dass sich die konfessionellen Anteile im Land – u. a. bedingt durch den Zuzug von Heimatvertriebenen und Arbeitsmigranten – seitdem deutlich verschoben haben und Baden-Württemberg seit 1966 mehrheitlich ein katholisches Land ist, dürfte dazu beigetragen haben, dass Vorbehalte und Konflikte zwischen den beiden Landesteilen bis zum Volksentscheid 1970 und vor allem danach deutlich abgemildert wurden.

5. Eine Phase der Historisierung und Individualisierung

Die politische Auseinandersetzung um den Südweststaat war zweifellos der Katalysator für die nachhaltige Verankerung regionaler Identität in Baden, wie wir sie heute kennen. Diese Identität ist also jünger und poröser, als man denken würde, wenn man sich – was gerne geschieht – allein die Heftigkeit des damaligen Konflikts vor Augen führt. Das haben auch die Akteure auf badischer Seite erkannt.

Der 1952 entstandene Heimatbund Badnerland, der sich ja als eine Art Nachfolgeorganisation des Staates Baden verstand,⁴⁴ und auch die anderen einschlägigen Vereine haben sich nach der Abstimmung von 1951 zunehmend auf die Funktion einer badischen Interessenvertretung innerhalb des Bundeslandes Baden-Württemberg verlegt und einen modernen Umgang mit regionaler Identität gefunden. Pragmatisch haben sie sich damit auf einen allgemeinen westeuropäischen Trend der Nachkriegszeit eingestellt, denn die Formierung von politischen Initiativen und der sachgerechte Ausgleich sozialer und regionaler Disparitäten sind charakteristische Elemente der modernen Zivilgesellschaft geworden – auf regionaler, nationaler und auf europäischer Ebene.

Die »Badenerbewegung« hat der Badenfrage in den 1950er und 1960er Jahren einen nachhaltigen organisatorischen Rückhalt verschafft, hat das Thema in ihrem Sinne zugespitzt und im Gespräch gehalten – alles wichtige Voraussetzungen für das Entstehen regionalen Bewusstseins. Außerdem standen der historischen Unterfütterung der regionalen Identität in Baden nunmehr neue Anknüpfungspunkte zur Verfügung: Das historische Fundament einer gemeinsamen badischen Erfahrung, ohne das eine kollektive regionale Identität nur eingeschränkt existieren kann, konnte nun neu gelegt werden – durch das Weiterleben und später dann die Erinnerung an jene Südweststaats-Auseinandersetzung, die sich zu einer Art Gründungsmythos des heutigen Badenverständnisses entwickelt hat. Erst durch die kollektive Erinnerung an den Länderkonflikt der 1950er Jahre entstand ein umfassenderes, wenn auch immer noch nicht flächendeckendes badisches Gemeinschaftsbewusstsein, das durch gelegentliche »Zwischenkonflikte« wie die Gebietsreform der 1970er Jahre oder den badischen Kulturgüterstreit – vielleicht auch Stuttgart 21 – lebendig gehalten wird.

Durch die Aktivitäten von Kulturinstitutionen und Heimatvereinen ist zudem auch kulturelles Erbe der nachnapoleonischen Zeit in den Kanon badischer Erinnerungsorte überführt worden. Diese Erinnerungsorte sind zumeist in ganz Baden konsensfähig (und müssen es sein), denn man kann nicht erwarten, dass z. B. die territoriale Erweiterung von 1806/15, die Baden groß gemacht hat, auch in der Kurpfalz als gemeinschaftsstiftender Erinnerungsposten angesehen wird. Erst seit den 1990er Jahren wird nach weiteren Erinnerungsorten in der badischen Geschichte gesucht – und was dabei zutage gefördert worden ist, hat die 900-Jahre-Baden-Ausstellung den Besuchern vor Augen geführt. Benannt wurden hier ganz überwiegend Ereignisse und Prozesse, die erst nach 1806 einsetzten und sich dadurch als gesamtbadische Erinnerungsthemen eignen: von der Dynastie über die Verfassung und den Schwarzwaldtourismus bis zu typischen Produkten der badischen Wirtschaft, zur Heidelbergromantik oder zum Südwestrundfunk.⁴⁵

Aus der Perspektive der Landesgeschichte sollte man solche Erinnerungsorte und Erkennungsmerkmale gemeinsamer Geschichte indes genau prüfen und im Umgang mit ihnen misstrauisch sein. Nicht selten verbergen sich dahinter Klischees und Stereotype, die zumeist im 19. Jahrhundert eine folkloristische Ausschmückung erhalten haben. Manches, was heute unfehlbar badisch erscheint, ist zuvor durch außer- oder nicht-badische Einflüsse bestimmt gewesen: Unter »Gelbfüßlern« verstand man im 19. Jahrhundert noch ausschließlich die Schwaben,⁴⁶ der Bollenhut kommt eigentlich aus dem Württembergischen, und das Badnerlied stammt ursprünglich aus Sachsen (»In Freiberg wächst das Silber, in Meißen wächst der Wein«).⁴⁷ Die Aufgabe einer wissenschaftlichen Annäherung an den Umgang mit regionaler Identität besteht darin, nicht nur auf die grundsätzliche Verschiedenartigkeit des räumlichen Bewusstseins, sondern auch auf die einer identitätsstiftenden Geschichtsarbeit zugrundeliegenden Umdeutungen oder Vereinfachungen hinzuweisen.⁴⁸

Zu einem weithin akzeptierten Symbol sind hingegen die badischen Farben und Fahnen geworden, die in Teilen Badens so präsent sind wie sonst nur die weiß-blauen in Bayern. Breitenwirksam und zu beliebigen Anlässen wurde das badische Rot-Gold jedoch erst nach 1950 verwendet; bis dahin waren die Farben der fürstlichen Familie, der Verwendung im Staatswappen und der – zur Flaggenführung verpflichteten – Rhein- und Seeschifffahrt vorbehalten. Erst seit 1891 war gelb-rot-gelb überhaupt als offizielle badische Landesflagge zugelassen.⁴⁹ Demonstrativ wurde diese Flagge aber erst nach 1947 vom Land Baden verwendet. In der Folge wurden die Farben gerade in Kern- und Südbaden immer populärer. Dort sind sie heute fast überall anzutreffen und zu einem festen Bestandteil des regionalen Marketings geworden. Nach Gründung der Bundesrepublik setzte geradezu eine Inflation der badischen Farbgebung ein: Das Faller-Logo verwendet sie seit den 1950er Jahren und die Zähringer Burgnarren aus Freiburg seit 1955. Die im Karlsruher Stadtbild in Rot und Gelb präsente Bäckereikette »Badische Backstub« kam erst 1977 aus Hessen in die Fächerstadt; auch der CfR Pforzheim hat die Farben erst 2010 in sein Vereinswappen aufgenommen. Besonders beliebt sind die Landesfarben bei Brauereien und Winzergenossenschaften, die ihre Erzeugnisse gerne als heimische Produkte vermarkten.

Aber warum – so kann man fragen – sind die badischen Farben selbst sechzig Jahre, nachdem sie als Symbolfarben entdeckt wurden, immer noch so populär? Vermutlich weil sie zu Erkennungsmerkmalen, zu Zeichen eines Zugehörigkeitsgefühls in einer sich weiter individualisierenden Gesellschaft geworden sind. Was sich darin ausdrückt, ist ein Bedürfnis nach sozialer Einbindung und Gruppengefühlen, das nicht unbedingt auf das alte Gesamtbaden bezogen ist, sondern oft-

mals situativ unter den Teilnehmern eines Volksfestes oder den Besuchern eines Fußballstadions entsteht.

Insgesamt zeigt sich die regionale Identität in Baden jedoch heterogener und weniger konsensuell, als es oftmals den Anschein hat. Das belegt z. B. eine Momentaufnahme aus dem Jahr 2000, die im Kontext der Eröffnung des Hauses der Geschichte in Stuttgart entstanden ist: Bei einer dort in Auftrag gegebenen Umfrage unter 1500 Baden-Württembergern antworteten auf die Frage, als was sie sich selbst am ehesten bezeichnen würden: 43% als Deutsche – dann aber 11,7% als Baden-Württemberger, 8,3% als Badener, 5,3% als Oberschwaben, 4,3 als Württemberger, 1,5 als Kurpfälzer, 1,4 als Alemannen, 0,9 als Hohenloher und 0,6 als Franken.⁵⁰ Dieses Ergebnis konnte insgesamt kaum im Sinne eines ausgeprägten Landesbewusstseins in Baden-Württemberg gedeutet werden, aber eben auch nicht als Ausdruck einer starken gesamtbadischen Identität. Gefragt nach dem höchsten Grad der »Verbundenheit« lauteten die Antworten der Befragten: zunächst mit ihrer jeweiligen Gemeinde, dann mit Europa; es folgte die Verbundenheit mit »Deutschland als Ganzem«, dann die mit dem Bundesland Baden-Württemberg und schließlich die mit der jeweiligen Region.⁵¹

Warum Baden »weiterlebt« ■

Fassen wir noch einmal zusammen: Wesentliche Voraussetzungen für das Entstehen von regionaler Identität sind

- das Vorhandensein einer organisatorischen Basis, z. B. von Vereinen, die für eine kontinuierliche Diskussion regionaler Themen sorgen,
- die Veranschaulichung gemeinsamer Werte (in Form von Symbolen, Denkmälern, Erinnerungsorten, Jubiläen und Feiern),
- ergänzend oder alternativ dazu das Bedürfnis nach räumlicher und heimatlicher Orientierung in der eigenen Lebenswelt (Mental maps),
- außerdem in jedem Fall eine gewisse Konstanz und Gewöhnung an jegliche Form der Raumwahrnehmung.

Vieles davon ist in Baden vorhanden. Man gewinnt jedoch den Eindruck, dass der Einfluss und die Deutungshoheit der Vereine im Rückgang begriffen sind und stattdessen die Identitätsanker zunehmend vom eigenen Erleben und von der regionalen Werbung bestimmt werden. Marketingkampagnen sind gewissermaßen die moderne Variante früherer Identitätspolitik, und sie scheinen nicht nur auf Touristen oder gut bezahlende Unternehmen zu wirken, die in die Region gelockt wer-

den sollen. Das regionale Marketing und die Verklärung der eigenen Lebenswelt üben offenbar auch eine Funktion nach »innen« aus: Baden wird häufig mit schönem Wetter, gutem Essen, sympathischen Menschen, angenehmer Landschaft, mit *laissez faire* und französisch beeinflusster Lebensart in Verbindung gebracht – und man bekommt das Gefühl, dass die Badener davon auch selbst überzeugt sind. Aber ist das angeblich Typisch-Badische auch baden-typisch? Mit den gleichen Merkmalen und der Bezeichnung »Toskana Deutschlands« schmücken sich schließlich auch die Pfalz oder Rheinhessen; und die französische Lebensart dürfen die Rheinländer wohl doch mit größerem Recht – und auch historisch erklärbar – für sich in Anspruch nehmen. Die neueren Badenattribute sind insofern durch eine gewisse Beliebigkeit und Austauschbarkeit gekennzeichnet.

Was nun die Perspektiven der badischen Identität angeht, so kann man vielleicht folgende Prognose wagen: Es wird vermehrt unterschiedliche und heterogenere Badenidentitäten geben. Das bedingen schon allein der Bedeutungsverlust klassischer Kulturvermittler, die wachsende Medienvielfalt und die zunehmende Individualisierung der Lebensstile. Wenn regionale Identität in Zukunft stärker von lebensweltlichen Erfahrungen und Bildern des Marketings geprägt sein wird, führt das zum Verlust badischer Spezifika. Für viele wird Baden dann bestenfalls noch eine Wohlfühlregion sein, deren Geschichte nicht mehr benötigt wird, um Badisches zu definieren.

Trotzdem wird es auch weiterhin eine kollektive Identität geben: Denn solange die Badener ihre Erinnerungskultur und ihre Symbole pflegen, solange Disparitäten und Ungerechtigkeiten innerhalb des Bundeslandes Baden-Württemberg bestehen, an deren Reduzierung man arbeiten kann, solange es ein positives Lebensgefühl in und für Baden gibt – und vor allem solange es die Schwaben gibt, von denen man sich abgrenzen kann, solange wird auch Baden »weiterleben«.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Jürgen Straub, Identität, in: Friedrich Jaeger/Burkhard Liebsch (Hg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften*, Bd. 1: Grundlagen und Schlüsselbegriffe, Stuttgart/Weimar 2004, S. 290–300.
- 2 Vgl. Hans H. Blotevogel/Günter Heinritz/Herbert Popp, »Regionalbewußtsein«. Zum Stand der Diskussion um einen Stein des Anstoßes, in: *Geographische Zeitschrift* 77 (1989), S. 67; Hans Heinrich Blotevogel, *Geographische Erzählungen zwischen Moderne und Postmoderne*, in: ders./Jürgen Oßenbrügge/Gerald Wood (Hg.), *Lokal verankert – weltweit vernetzt*. 52. Deutscher Geographentag Hamburg 2.–9. Oktober 1999. Tagungsbericht und wissenschaftliche Abhandlungen, Stuttgart 2000, S. 472; rückschauende Einordnungen dieser Kontroverse bei Peter Weichhart, *Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-*

- sozialer Kognition und Identifikation, Stuttgart 1990, S. 5 ff.; vgl. auch Bernd Schönemann, Die Region als Konstrukt. Historiographiegeschichtliche Befunde und geschichtsdidaktische Reflexionen, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 135 (1999), S. 153.
- 3 Hans H. Blotvogel/Günter Heinritz/Herbert Popp, Regionalbewußtsein. Bemerkungen zum Leitbegriff einer Tagung, in: Berichte zur deutschen Landeskunde 60 (1986), S. 110 ff.
 - 4 Karl Rohe, Regionalkultur, regionale Identität und Regionalismus im Ruhrgebiet: Empirische Sachverhalte und theoretische Überlegungen, in: Wolfgang Lipp (Hg.), Industriegesellschaft und Regionalkultur. Untersuchungen für Europa, Köln/Berlin/Bonn/München 1984, S. 128 ff.
 - 5 Ebd., S. 129 f.; vgl. auch Jürgen Reulecke, Regionalgeschichte heute: Chancen und Grenzen regionalgeschichtlicher Betrachtungsweise in der heutigen Geschichtswissenschaft. Bestandsaufnahme und Perspektiven, in: Interregiones 7 (1998), S. 9.
 - 6 Vgl. Etienne François/Hagen Schulze, Einleitung, in: dies. (Hg.), Deutsche Erinnerungsorte. Eine Auswahl. München 2005, S. 7; Christoph Cornelißen, Erinnerungskulturen, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, <http://docupedia.de/zg/Erinnerungskulturen>, S. 1 (aufgerufen am 11.2.2010).
 - 7 Celia Applegate, Zwischen Heimat und Nation. Die pfälzische Identität im 19. und 20. Jahrhundert, Kaiserslautern 2007, S. 17, 20 ff.; vgl. auch Klaus Graf, Regionale Identität im südbadischen Raum um 1800, in: Achim Aurnhammer/Wilhelm Kühlmann (Hg.), Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus. Literarisches Leben in Südbaden um 1800, Freiburg i. Br. 2002, S. 41; Volker Sellin, Nationalbewußtsein und Partikularismus in Deutschland im 19. Jahrhundert, in: Jan Assmann/Tonio Hölscher (Hg.), Kultur und Gedächtnis, Frankfurt a. M. 1988, S. 251 ff.
 - 8 Vgl. Dieter Langewiesche, Das Alte Reich nach seinem Ende. Die Reichsidee in der deutschen Politik des 19. und 20. Jahrhunderts. Versuch einer nationalgeschichtlichen Neubewertung in welthistorischer Perspektive, in: Anton Schindling/Gerhard Taddey (Hg.), 1806 – Souveränität für Baden und Württemberg. Beginn der Modernisierung?, Stuttgart 2007, S. 47; außerdem Anke John, Der Weimarer Bundesstaat. Perspektiven einer föderalen Ordnung (1918–1933), Köln/Weimar/Wien 2012, S. 34 ff.
 - 9 Vgl. Eric Hobsbawm, Mass-Producing Traditions: Europe, 1870–1914, in: ders./Terence Ranger (Hg.), The Invention of Tradition, Cambridge 1984, S. 265 f.; Heinz-Gerhard Haupt/Michael G. Müller/Stuart Woolf, Introduction, in: dies. (Hg.), Regional and National Identities in Europe in the XIXth and XXth Centuries, Den Haag/London/Boston 1998, S. 6 f.
 - 10 Cornelißen, Erinnerungskulturen, S. 1 f.; Clemens Wischermann, Wettstreit um Gedächtnis und Erinnerung in der Region, in: Westfälische Forschungen 51 (2001), S. 2, 17 f.; Etienne François, Pierre Nora und die »Lieux de mémoire«, in: Pierre Nora (Hg.), Erinnerungsorte Frankreichs, München 2005, S. 7 ff.
 - 11 Vgl. Benedict Anderson, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts, Frankfurt a. M./New York 1988, S. 158; vgl. James J. Sheehan, Nation und Staat. Deutschland als »imaginierte Gemeinschaft«, in: Manfred Hettling/Paul Nolte (Hg.), Nation und Gesellschaft in Deutschland. Historische Essays, München 1996, S. 33 f. Über die Bedeutung einigender Formen wie etwa gemeinsamer Institutionen, gemeinsamer politischer Erinnerungen und – in Deutschland fehlender – gemeinsamer Konfession für die Ausbildung einer nationalen Identität auch Harold James, Deutsche Identität 1770–1990, Frankfurt a. M./New York 1991, S. 10, 20.
 - 12 Kritische Bemerkungen zur geschichtspolitischen Deutung bei Hans Fenske, Anmerkungen zum Hambacher Fest, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 76 (2012), S. 312–318.

- 13 Reulecke, Regionalgeschichte heute, S. 13 ff.; Detlef Briesen, »Historische Ausprägung und historischer Wandel von regionaler Identität in ausgewählten Montanregionen«. Einleitung zu einem Abschlußbericht, in: ders./Rüdiger Gans/Armin Flender, Regionalbewußtsein in Montanregionen im 19. und 20. Jahrhundert. Saarland – Siegerland – Ruhrgebiet, Bochum 1994, S. 26; ursprünglich zurückgehend auf Roger M. Downs/David Stea, Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen, New York 1982. Vgl. auch Frithjof Benjamin Schenk, Mental Maps. Die Konstruktion von geographischen Räumen in Europa seit der Aufklärung, in: Geschichte und Gesellschaft 28 (2002), S. 493–514.
- 14 Zur Förderung regionaler Identität durch den Fortbestand stabiler kleinräumiger Verwaltungsstrukturen vgl. Peter Exner, Die Eingliederung Frankens – oder: wie wird man württembergisch und badisch?, in: Ein Beitrag zum Verhältnis von Verwaltung und Integration, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 71 (2012), S. 436 ff.
- 15 Landesgeschichten. Der deutsche Südwesten von 1790 bis heute, Stuttgart 2002, S. 106 ff.
- 16 Felix Berner, Friedrich der Siegreiche, Kurfürst und Pfalzgraf bei Rhein 1425–1476, in: Helmut Engler (Hg.), Große Badener. Gestalten aus 1200 Jahren, Stuttgart 1994, S. 35 f.
- 17 Vgl. <http://www.zum.de/Faecher/G/BW/Landeskunde/rhein/ma/stadt/denk/schlossdenkm1.htm> (aufgerufen 3.1.2012).
- 18 Sellin, Nationalbewußtsein und Partikularismus, S. 259; vgl. Armin Kohnle, Modernisierungspolitik und Integration. Der Übergang der Kurpfalz an Baden, in: Anton Schindling/Gerhard Taddey (Hg.), 1806 – Souveränität für Baden und Württemberg. Beginn der Modernisierung?, Stuttgart 2007, S. 88.
- 19 Vgl. Hans Fenske, Baden 1830 bis 1860, in: Hansmartin Schwarzmaier (Hg.), Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 3: Vom Ende des Alten Reiches bis zum Ende der Monarchien, Stuttgart 1992, S. 106.
- 20 Kohnle, Modernisierungspolitik und Integration, S. 96; Hans-Peter Ullmann, Baden 1800 bis 1830, in: Hansmartin Schwarzmaier (Hg.), Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 3: Vom Ende des Alten Reiches bis zum Ende der Monarchien, Stuttgart 1992, S. 61; ein anschauliches Beispiel bei Christian Würtz, Johann Niklas Friedrich Brauer (1754–1813). Badischer Reformier in napoleonischer Zeit, Stuttgart 2005, S. 357 ff.
- 21 Zit. nach Lothar Gall, Gründung und politische Entwicklung des Großherzogtums bis 1848, in: Josef Becker u. a., Badische Geschichte. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, hg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Stuttgart 1979, S. 24.
- 22 Ullmann, Baden 1800 bis 1830, S. 65.
- 23 Vgl. Konrad Krimm, Gemeinschaftsstiftungen der Markgrafen von Baden und der Grafen von Württemberg im Spätmittelalter, in: Hansmartin Schwarzmaier/Peter Rückert (Hg.), Das Land am mittleren Neckar zwischen Baden und Württemberg, Ostfildern 2005, S. 231.
- 24 Ullmann, Baden 1800 bis 1830, S. 26, 36.
- 25 Vgl. Graf, Regionale Identität Südbaden um 1800.
- 26 Vgl. Paul Nolte, Gemeindebürgertum und Liberalismus in Baden 1800–1850, Göttingen 1994, S. 415 f.; Frank Engehausen, Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden 1806–1918, Karlsruhe 2005, S. 80 f.
- 27 Volker Rödel, Landesgeschichtliche Zeitschriften im deutschen Südwesten – Konzeptionen und Strukturen, in: Thomas Küster (Hg.), Medien des begrenzten Raumes. Landes- und regionalgeschichtliche Zeitschriften im 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn 2013, S. 213 f.
- 28 Brigitte Heck, Festzug. Der Karlsruher Historische Festzug von 1881, Sigmaringen 1997, S. 9, 44, 49; dies., Die Folklorisierung von Macht? Karlsruher Hof und Residenz im Mittelpunkt

- öffentlicher Feiern, in: Wolfgang Wiese/Katrin Rössler (Hg.), *Repräsentation im Wandel, Ostfildern 2008*, S. 97–124.
- 29 Vgl. Annette Borchardt-Wenzel, *Kleine Geschichte Badens*, Regensburg 2011, S. 126. Gut nachvollziehbar am Beispiel der ersten Publikation: *Dorf und Hof. Monatsblätter des Vereins für ländliche Wohlfahrtspflege in Baden*, Freiburg i. Br. 1903.
- 30 Friedrich von Weech, *Badische Geschichte*, Karlsruhe 1890, S. VII.
- 31 Vgl. Hermann Oncken, *Großherzog Friedrich I. von Baden. Ein fürstlicher Nationalpolitiker im Zeitalter der Reichsgründung*, Stuttgart 1926.
- 32 Karl Stiefel, *Baden 1648–1952*, Bd. 1, Karlsruhe 1977, S. 347.
- 33 Manfred Peter Heimers, *Unitarismus und süddeutsches Selbstbewusstsein. Weimarer Koalition und SPD in Baden in der Reichsreformdiskussion 1918–1933*, Düsseldorf 1992, S. 110 ff.; John, *Weimarer Bundesstaat*, S. 355 ff.
- 34 Zur Krise und partiellen Auflösung der liberalen Milieus in Südbaden in den 1920er Jahren vgl. Oded Heilbronner, in: Joachim Kuropka (Hg.), *Grenzen des katholischen Milieus. Stabilität und Gefährdung katholischer Milieus in der Endphase der Weimarer Republik und in der NS-Zeit*, Münster 2013, S. 115 f.; zuvor schon ders., *Der verlassene Stammtisch. Vom Verfall der bürgerlichen Infrastruktur und dem Aufstieg der NSDAP am Beispiel der Region Schwarzwald*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 19 (1993), S. 178–201.
- 35 Martin Furtwängler (Bearb.), *Die Protokolle der Regierung der Republik Baden*, Bd. 1: *Die provisorische Regierung. November 1918 – März 1919*, Stuttgart 2012.
- 36 Wolfgang Hug, *Geschichte Badens*, 2. Aufl., Darmstadt 1998, S. 319 f.; Gerhard Kaller, *Baden in der Weimarer Republik*, in: Hansmartin Schwarzmaier/Meinrad Schaab (Hg.), *Handbuch der baden-württembergischen Geschichte*, Bd. 4: *Die Länder seit 1918*, Stuttgart 2003, S. 36.
- 37 Eugen Ehrmann, *Badisches Land und badischer Staat*, in: *Badische Heimat* 5/6 (1918/19), S. 53–73.
- 38 Paul-Ludwig Weinacht, *Die gebundenen Greife. Analyse und Würdigung der »Badenerbewegung« (1952 bis 1970)*, in: Robert Albiez u. a., *Der überspielte Volkswille. Die Badener im südwestdeutschen Neugliederungsgeschehen (1945–1970). Fakten und Dokumente*, Karlsruhe 1992, S. 300–322.
- 39 Vgl. Klaus-Jürgen Matz, *Grundlagen und Anfänge von Baden-Württemberg 1948–1960*, in: Hansmartin Schwarzmaier/Meinrad Schaab (Hg.), *Handbuch der baden-württembergischen Geschichte*, Bd. 4: *Die Länder seit 1918*, Stuttgart 2003, S. 544.
- 40 Hans-Georg Wehling, *Historische Wurzeln von Identifikation in Baden-Württemberg*, in: *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte* 60 (2001), S. 360.
- 41 Franz Quarthal, *Vorderösterreich in der Geschichte Südwestdeutschlands*, in: *Vorderösterreich – nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers? Die Habsburger im deutschen Südwesten*, hg. vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, Ulm 1999, S. 15, 17, 20.
- 42 Matz, *Grundlagen und Anfänge*, S. 544; Gerd Hepp, *Der badische Landesteil in Baden-Württemberg*, in: Josef Becker u. a., *Badische Geschichte. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart*, hg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Stuttgart 1979, S. 278 f.
- 43 Jürgen Klöckler, *Abendland – Alpenland – Alemannien. Frankreich und die Neugliederungsdiskussion in Südwestdeutschland 1945–1947*, München 1998, S. 219.
- 44 Weinacht, *Greife*, S. 301.
- 45 Vgl. neuerdings auch Reinhold Weber/Peter Steinbach/Hans-Georg Wehling (Hg.), *Baden-württembergische Erinnerungsorte*, Stuttgart 2012.
- 46 Rudolf Post, *Zur Herkunft der Gelbfüßler*, http://alemannisch.de/unser_sprooch/gelbfuessler.htm (aufgerufen 5.9.2012).

- 47 Franz Schüssele/Waltraud Linder-Beroud, *Das Badnerlied. Geschichte und Geschichten*, Tübingen/Lahr 2012.
- 48 Hinweise auf unterschiedliche Auffassungen zu diesem Thema in den 1950er Jahren am Beispiel der Pfalz und Badens gibt Applegate, *Zwischen Heimat und Nation*, S. 272 f.
- 49 Vgl. Verfügung des Staatsministeriums vom 17. Dezember 1891, in: *Staats-Anzeiger für das Großherzogthum Baden*, Nr. 39, Karlsruhe 1891, S. 397; Jörg Hertenstein, *Badens Farben, Fahnen und Flaggen*, in: *Badische Heimat* 62 (1982), S. 147–164.
- 50 Jan van Deth/Julia Schäfer, *Ein Haus für alle. Landesgeschichte, Landesbewusstsein, Haus der Geschichte Baden-Württemberg – eine Umfrage*, Filderstadt 2002, S. 139.
- 51 Ebd.; die auf S. 141 mitgeteilten Ergebnisse werden hier anders gewichtet als in der »offiziellen« Auswertung auf S. 43.